

Vorwort

Intellektuelle Frauen

Jenny Bünnig, Barbara Holland-Cunz, Sigrid Metz-Göckel, Amrei Sander

Viele Frauen, die wir Herausgeberinnen kennen und schätzen, sowie zahlreiche Frauen, die die Redakteurinnen, AutorInnen, GutachterInnen und LeserInnen der GENDER kennen und schätzen, sind hoch gebildet, akademisch etabliert oder auf dem Weg dahin. Sie sind politisch und sozial vielfältig engagiert und bereichern die gesellschaftliche Öffentlichkeit mit kreativen theoretischen und innovativen praktisch-politischen Ideen. Viele Frauen, die wir kennen und schätzen, haben elaborierte Theorien (nicht nur) im Feld der Geschlechterforschung vorgelegt und inspirieren unsere wissenschaftliche Arbeit mit komplexen Gesellschaftsanalysen und zukunftsweisenden Gesellschaftsbildern. Viele Frauen, die wir kennen und persönlich bewundern, engagieren sich mutig, geduldig und nachhaltig für ein besseres Leben in der deutschsprachigen, der europäischen und der globalen Welt. All diese außergewöhnlichen Frauen bringen das mit, was üblicherweise mit Intellektualität verbunden wird: hervorragende Bildung, starkes Engagement, öffentliche Sichtbarkeit, Kreativität und Brillanz, Mut zum Denken jenseits bekannter Wege, Unkonventionalität und persönliche Autorität, Leidenschaft für die Sache der Gesellschaftsveränderung, vielleicht sogar Charisma im klassischen Sinne Max Webers. Aber selbst wenn wir – höchst unwahrscheinlich – solche Frauen nicht persönlich kennen, sind unsere wissenschaftlich bearbeiteten „Heldinnen“ doch genau das: intellektuelle Frauen – ob Simone de Beauvoir oder Judith Butler, Virginia Woolf oder Hannah Arendt, Donna Haraway oder Susan Sontag.

Damit zeigt sich: Es gab und gibt weibliche Intellektuelle, es gab und gibt feministische Intellektuelle „en masse“. Frauen, die sich als solche begreifen, auch wenn sie sich in der Öffentlichkeit nicht (immer) so bezeichnen. Frauen, die denkerisch die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse erfassen und ihre Gedanken öffentlich formulieren. Frauen, die mit ihrem Denken und Handeln nicht immer oder selten die gewünschte Resonanz finden, in bestimmten Kreisen jedoch sehr wohl Wahrnehmung und Anerkennung erfahren.

Nichts leichter also, als dies endlich zu einem Schwerpunktthema zu machen, dachten Redakteurinnen und Herausgeberinnen im Frühjahr des vergangenen Jahres!

Nehmen wir zum Beispiel Simone de Beauvoir, die im Call for Papers für dieses Heft als emblematische Intellektuelle angesprochen wird. Beauvoirs theoretische Arbeit hat Generationen von Feministinnen gesellschaftskritisches Denken gelehrt und zu scharfen Analysen patriarchaler Herrschaft angeleitet. Ihr schriftstellerisches Werk gehört zu den wichtigen literarischen Arbeiten des 20. Jahrhunderts, die Existenzphilosophie ist ohne sie nicht zu verstehen; aber auch ihr Lebensweg weckt Interesse und Neugier, sie und ihr intellektuelles Umfeld haben Frankreich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wesentlich geprägt, die Liebes- und Lebensbeziehung zwischen Beauvoir und Sartre wirkte vorbildhaft für nicht wenige Paare der Generation der Protestbewegungen; Beauvoirs politisches Engagement hat die Neue Frauenbewegung in Westeuropa und Nordamerika mitinitiiert, unterstützt und vorangetrieben. Der Feminismus der Second Wave ist ohne Beauvoir undenkbar; sein berühmtester, meist zitierter Satz stammt aus ihrer Feder.

Oder denken wir an Judith Butler, die die feministische Theoriegeschichte der vergangenen zwei Jahrzehnte entscheidend bestimmt hat. Seit dem Erscheinen von *Gender Trouble* vor 25 Jahren faszinieren die Komplexität ihres Denkens, das Ungewöhnliche ihrer Perspektive, die Abkehr von den bekannten theoretischen Pfaden; aber auch die Würdigung Butlers im politiktheoretischen Mainstream durch akademische Preise und die Art, wie Butler dies in ihrer Person widerzuspiegeln und persönlich zu verkörpern scheint, begeistern WissenschaftlerInnen seit vielen Jahren (vgl. ganz aktuell Gauthier 2015).

Bei der Betrachtung nur dieser beiden prototypischen (weiblichen) Intellektuellen fallen Gemeinsamkeiten auf, die jenseits theoretischer Differenzen bedeutsam sind. Sowohl Beauvoir als auch Butler bezeugen in Werk und Biografie, dass unangepasstes, widerständiges, provozierendes Denken und Handeln – gegen den gesellschaftlichen Mainstream der jeweiligen Zeit – öffentlich einflussreich werden und vielfach Zustimmung evozieren können. Erfolg und Anerkennung gibt es keineswegs nur für Personen, die dem herrschenden Zeitgeist getreulich folgen, sondern vermutlich mehr noch für Persönlichkeiten, die sich dem Geist ihrer Epoche oder ihres Umfelds entziehen oder gar widersetzen. Öffentliches Gehörtwerden, öffentliche Wirkmächtigkeit zeichnen prominente Intellektuelle aus, Prominenz scheint ein wichtiges Attribut der Zuschreibung von Intellektuellen zu sein. Dass sich dem Mainstream zu widersetzen jedoch auch mit erheblichen, sogar existenziellen Risiken verbunden sein kann, zeigt der Beitrag von *Lucyna Darowska* in diesem Schwerpunkt. Am Beispiel von Milena Jesenská und Alice Rühle-Gerstel gibt die Autorin Einblick in die verhängnisvollen Konsequenzen des „Gegen-Denkens“ und „Gegen-Handelns“ – für diese beiden Frauen und für deren Bewertung in der Öffentlichkeit.

Denn Wirkmächtigkeit ist immer auch abhängig von verschiedenen politischen, gesellschaftlichen und sozialen Faktoren und Anerkennung auch eine Frage der Definitionsmacht, die es damit in der Auseinandersetzung stets zu kontextualisieren und zu reflektieren gilt.

Wir alle in Wissenschaft und Politik erleben intellektuelle Frauen also in unmittelbar persönlicher oder mittelbar wissenschaftlicher Begegnung. Angesichts dieses alltäglichen, selbstverständlichen Umgangs mit der Intellektualität von Frauen war die Erwartung der Redakteurinnen und Herausgeberinnen, dass für das vorliegende Heft eine Fülle von Einreichungen aus allen Feldern und Strömungen der scientific community eingehen würde. *Nichts leichter also*, so die ursprüngliche Perzeption, als die „Heldinnen“ der täglichen wissenschaftlichen Arbeit sorgfältig in den Blick zu nehmen, ihre Stärken hervorzuheben oder lange gehegte Kritik zu formulieren, akademische und außerakademische Wege nachzuzeichnen und biografische Besonderheiten zu bedenken, die Relation zu Frauenbewegung und Mainstream-Öffentlichkeit zu analysieren, Einflüssen und Wechselwirkungen nachzuspüren, Denkbewegungen herauszuarbeiten, Brillanz und Außeralltäglichkeit (wiederum Max Weber) derjenigen zu würdigen, die uns immer wieder und immer aufs Neue anregen. In welcher Weise sind diese außergewöhnlichen Frauen Vorbilder, Leitbilder, Ikonen der allgemeinen gesellschaftlichen oder „nur“ der feministischen Öffentlichkeit, sind sie gar als Genies zu titulieren? Und wie verbinden sich diese als männlich apostrophierten Bezeichnungen mit Erotik, Mutterschaft, Emotionalität oder/und sozialer Weiblichkeit? Gibt es eine gleichsam spezifisch weibliche Intellektualität?

Nichts leichter also, so schien es, als „Intellektuelle Frauen“ zu einem Heftschwerpunkt zu machen ... Das Thema erwies sich jedoch als sehr viel weniger „leicht“, eingängig und zugänglich als angenommen. Der tägliche Umgang mit „intellektuellen Frauen“ bereitet offenbar nicht auf eine angemessene Analyse vor. Tatsächlich war kein Themenschwerpunkt von GENDER bislang vergleichbar schwer zu bearbeiten; umso dankbarer sind wir den Autorinnen und Gutachterinnen dieses Schwerpunkts.

Der Beitrag von *Regina Dackweiler*, der sich ausdrücklich dem Unausgesprochenen bzw. den „Sagbarkeiten“ des Themas widmet, veranschaulicht diese zutage getretenen Schwierigkeiten in besonderer Weise. Dackweiler geht davon aus, dass die Codierung der Figur *des* Intellektuellen mit Männlichkeit, Einzigartigkeit, Öffentlichkeit, Geist und Protest die Diskussion und Erforschung intellektueller Frauen verhindert hat, ja geradezu verhindern musste. *Nataša Pivec* geht in ihrer Untersuchung den umgekehrten Weg, indem sie sich einer radikalfeministischen Intellektuellen – Andrea Dworkin – annimmt, die in ihrem öffentlichen Bild alle klassischen Vorstellungen von Intellektualität „beschmutzt“: Dworkin ist ganz anders, sie ist wütend und fett und damit alles andere als akzeptabel für jede heroische oder sittsame Verkörperung von Intellektualität. Um eine besondere Form des Denkens, nämlich das „Eingreifende Denken“ der Historikerin Annette Kuhn, geht es im Aufsatz von *Uta C. Schmidt*. In der Zusammenführung einer biografischen Herangehensweise sowie zeitgeschichtlicher und wissenssoziologischer Perspektiven nähert sie sich den Spuren dieses Denkens von Annette Kuhn an. Dabei gelingt es ihr, Denkbewegungen, aber auch Handlungskonstellationen seit den 1960er Jahren zu erschließen und zu zeigen, wie sich Annette Kuhn in die zeitspezifischen Deutungskämpfe um historisches Lernen eingeschrieben hat. Während Dworkin und Kuhn Intellektuelle des 20. Jahrhunderts waren bzw. sind und sich in die gesellschaftspolitischen Diskussionen vor allem der 1960er, 1970er und 1980er Jahre energisch und nicht selten provozierend einbrachten, richtet *Jutta Hergenhan* in ihrem Beitrag den Blick weiter zurück – ins Frankreich des 17. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt steht dabei die Schriftstellerin Madeleine de Scudéry, die sich nicht nur in ihrer literarischen Tätigkeit, sondern auch in ihren persönlichen Lebensentscheidungen mit der Ungleichheit zwischen Frauen und Männern auseinandersetzte und als Salonbetreiberin eine gewisse „Strahlkraft“ innerhalb ihrer Kreise, aber auch darüber hinaus besaß. Kämpfe um Deutungs- und Definitionsmacht, die im Zusammenhang mit öffentlicher Wirkmächtigkeit eine wichtige Rolle spielen, sind auch für den Beitrag von *Lucyna Darowska* von zentraler Bedeutung, der sich mit Mechanismen und auch Konsequenzen von Nicht-Anerkennung beschäftigt. Die Autorin widmet sich dabei zwei bedeutenden Intellektuellen des 20. Jahrhunderts, die bis heute nur wenig Würdigung erfahren haben. Am Beispiel von Milena Jesenká und Alice Rühle-Gerstel identifiziert Darowska Momente, die eine anerkennende Rezeption dieser beiden Autorinnen und Aktivistinnen verhindert haben und bis heute verhindern.

Im Gegensatz zu unserer offensichtlich naiven Ausgangsvorstellung stehen wir, so das Fazit am Ende der Arbeit, eher am Beginn als in der Mitte oder gar am Ende eines Diskussions- und Forschungsprozesses. Viele Fragen sind offen geblieben, oder, besser gesagt, überhaupt erst in den Blick geraten: Ist Intellektualität ein Konzept, das für Frauen überhaupt denkbar ist, oder handelt es sich vielmehr um ein Konzept, das sich ideenhistorisch und -politisch ausschließlich mit Männlichkeit verbinden lässt? Be-

fassen sich Frauen selbst „ungern“ damit, weil es in ihre identitätsbezogenen Selbst- und Fremdbilder weder positiv noch bruchlos integrierbar ist? Sind Erfolg, Anerkennung und Prominenz entscheidende Faktoren für die Wahrnehmung oder Zuschreibung von Intellektualität – und verhindert der systemische Mangel öffentlicher Wirkmächtigkeit die Erkennbarkeit weiblicher Intellektueller?

Am Schluss haben wir jedoch nicht nur zahlreiche offene Fragen, sondern auch einige Thesen, die sich aus der Heft-Arbeit ergeben; sie könnten für die weitere Diskussion hilfreich sein:

- Selbstbezeichnungen als „intellektuelle Frau“ sind ideenhistorisch bisher kaum nachzuweisen; offensichtlich werden solche Aussagen als (zu) anmaßend empfunden. Frauen schreiben sich öffentlich nicht selbst geistige Autorität und öffentliche Wirkmächtigkeit zu.
- Fremdbezeichnungen im Sinne einer anerkennenden Würdigung der Arbeit anderer Frauen sind ebenfalls rar. Dafür liegt vor allem eine Erklärung nahe: Die kollektiven Grundwerte des Feminismus und die Position der Intellektuellen als einer einzelnen, herausgehobenen, außergewöhnlichen Persönlichkeit scheinen sich zu widersprechen. Fremdzuschreibungen als Intellektuelle dürften deshalb politisch als unangemessen betrachtet werden.
- Professionelle wissenschaftliche Arbeit in akademischen Institutionen und Intellektualität von Frauen werden höchst selten miteinander verbunden; dies gilt auch für die Geschlechterforschung. Akademische Meriten erzeugen auch hier keine Zuschreibung von Intellektualität. Aktuelle Historisierungen verfolgen die Lebens- und Arbeitswege von „Professorinnen“ (vgl. ganz aktuell Bock 2015). Öffentliche Wirkmächtigkeit scheint gegenüber geistiger Autorität das bedeutendere Kriterium für „Intellektualität“ zu sein.
- Die Relation zwischen „weiblicher“ und feministischer Intellektualität bleibt ungeklärt; auffällig ist jedoch, dass die wenigen Frauen, die – wenn überhaupt – unter „Intellektualität“ rubriziert werden, zumindest mit dem Feminismus sympathisieren. Hannah Arendt ist jedoch *die* Ausnahme.

Es zeigt sich: Es gab und gibt weibliche Intellektuelle, es gab und gibt feministische Intellektuelle „en masse“. Doch eine (wissenschaftliche) Auseinandersetzung scheint nach wie vor problematisch – und sollte gerade deshalb weiter energisch und entschlossen vorangetrieben werden.

Literatur

- Bock, Ulla. (2015). *Pionierarbeit. Die ersten Professorinnen für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen 1984-2014*. Frankfurt/New York: Campus.
- Gauthier, Francois. (2015). Das Unbehagen der Geschlechter und die Größe einer Philosophin, *femina politica*, (1), 139–144.

Offener Teil

Im Offenen Teil dieser Ausgabe widmen sich *Rhea Seehaus* und *Lotte Rose* Geschlechterungleichheiten in Familien. Aus einer praxeologischen Perspektive untersuchen sie natale Spezialinstitutionen und zeigen auf, wie bereits in den Praxen dieser Institutionen ungleiche Geschlechterverhältnisse zwischen den Eltern hergestellt werden. *Linus Westheuser* rekonstruiert in seinem Beitrag Stefan Hirschauers Konzept des *undoing gender*. Indem er dieses mit empirischen Befunden konfrontiert, arbeitet er nicht nur dessen Impulse für eine praxeologische Geschlechtersoziologie heraus, sondern setzt sich vor allem kritisch mit der Tragfähigkeit von Hirschauers Annahmen zu institutioneller Einbettung, Wandel und Politik der Geschlechter auseinander. Im Aufsatz von *Anja Meister*, *Andrea Kindler-Röhrborn* und *Bettina Pfeleiderer* geht es um die Integration der Geschlechterperspektive in die biomedizinische Forschung. Anhand von anonymen Umfragen und der Analyse von Veröffentlichungen gehen die Autorinnen der Frage nach, ob und inwieweit ein Geschlechterbewusstsein in den biomedizinischen Förderorganisationen, Fachgesellschaften und Fachzeitschriften verbreitet ist.

Die Ausgabe wird durch Berichte über den 3. Bundeskongress Gender-Gesundheit „Herausforderungen und Potentiale geschlechtsspezifischer Gesundheitsversorgung“ in Berlin und die internationale Konferenz „Gender and Diversity Studies in European Perspectives“ in Kleve sowie durch vier Besprechungen aktueller Neuerscheinungen aus der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.